

Zwei ungleiche Berühmtheiten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **146 (1867)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Königin von England einen telegraphischen Gruß. Die Freude war aber von kurzer Dauer. Die Zeichen wurden schwächer und schwächer und hörten bald ganz auf.

Sieben Jahre ruhte das große Unternehmen. Da zog, am 15. Juli 1865, der Great Eastern, das größte Dampfschiff der Welt, mit einem neuen Tau ab Valencia in Irland gen Amerika und versenkte dasselbe in den Ozean. Wiederum aber riß das Kabel und versank in der Tiefe.

Die Unternehmer, welche ungeheure Summen für das Gelingen des Werkes aufgewendet hatten, ließen sich durch das neue Mißgeschick nicht abschrecken. Ein neues Kabel wurde angefertigt, die Apparate verbessert, die bisherigen Erfahrungen zu Nutzen gezogen. Eine der schwierigsten Aufgaben war, die Umhüllung des Drahtes so fest und undurchdringlich zu machen, daß das Meerwasser nicht zum Draht gelangen konnte, denn das salzige Wasser hebt die elektrische Leitung auf. Am 13. Juli 1866 lief der Great Eastern im Geleit einer kleinen Flotille abermals von Valencia aus. Er hatte ein Tau von 900 Stunden Länge an Bord. Tag und Nacht bewachten die Ingenieure im Signalzimmer des Schiffes mit ängstlicher Spannung die flimmern- den Zeichen, die dem Kabel entströmten. Von Irland aus wurde der Kurs des Geschwaders ebenso ängstlich verfolgt. Fortwährend brachte der Telegraph Nachricht von dem Erfolg der Legung, so daß man in Valencia immer genau wußte, wo sich der Great Eastern befand. Am 16. und 17. Juli war die Gefahr am größten. Man mußte einen unterseeischen Montblanc passieren, das Kabel zirka 50 Stunden weit in eine plötzlich senkrecht abfallende Tiefe von 15 — 18,000 Fuß versenken, so daß hier der Zug des Kabels am stärksten, die Gefahr des Zerreißen am größten war. Aber die Gefahr wurde glücklich überstanden und schließlich auch die gefürchteten dichten Nebel an der Neufundländerküste überwunden. Das 900 Stunden lange Tau war gelegt.

Am 28. Juli meldete eine Depesche aus Newyork, daß das größte Werk der lebenden Generation glücklich vollendet sei. Seither wird Tag für Tag mit bestem Erfolg über den Ozean hin und her telegraphirt und man kann jetzt abends 4 Uhr in London wissen, was der nordamerikanische Präsident um 1 Uhr zu Mittag gespeist hat.

Die Depeschen sind freilich noch theuer. 100 Buchstaben oder 20 Worte kosten von der Schweiz aus 540 Fr., jedes weitere Wort 27 Fr. Die telegraphische Mittheilung der preussischen Thronrede nach Amerika am 5. August kostete 25,000 Fr. Zwei Tage darauf, als sie gehalten worden, war sie schon in allen Zeitungen Nordamerikas zu lesen. — In einer Minute kommen von Amerika nach Europa mittelst des Kabels 7 Worte.

Zu Anfang August hat der Great Eastern die Rückfahrt von Amerika angetreten, um das 1865 zerrissene und im Meer versunkene Tau aufzusuchen. Gelingt der Fund, so wird sofort ein zweites Kabel gelegt werden. Glück auf!

Zwei ungleiche Berühmtheiten.

Wohl schwerlich gab es einen größeren Kontrast zwischen zwei Menschen als den zwischen Heinrich Heine in Paris, dem großen Dichter, und seinem Onkel Salomon Heine in Hamburg, dem großen Bankier.

Salomon Heine, der reichste Mann des reichen Hamburg, war auch geistreich, auch voller Witz und Humor und hatte vor seinem Nefen das voraus, daß er nie seine Zeit mit Poesie verlor und sein Leben lang nur solchen schriftlichen Arbeiten obgelegen hat, die reichlichen Gewinn abwarfen. Beide, Onkel und Nefte, fühlten heimlich und unausgesprochen im Innern ihren gegenseitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, zusammengekommen, allezeit bald in Konflikt. Der Onkel, der durch Mühen, bewunderungswürdige Thätigkeit und ausgezeichneten Fleiß kolossale Reichthümer selbst erworben, blieb immer einfach, nie verschwenderisch, stets den Werth des Groschens hochschätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttausende für wohlthätige Zwecke wegzuschenken. Der Nefte dagegen kannte den Werth des Geldes gar nicht, lebte so, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, und der reiche alte Onkel nur deswegen auf Erden wandelte, um seine enormen Ausgaben und Schulden zu bezahlen.

Onkel und Nefte, von Herzen edel und gut, konnten bei dieser großen Verschiedenheit des Alters und so ganz entgegengesetzten Ansichten vom praktischen Leben nicht lange mit einander auskommen; deswegen blieb denn auch Heinrich nie

lange in Hamburg; die erste Gelegenheit, das heißt, nachdem der Onkel sich tüchtig hat anpumpen lassen, benützte er sodann, um verschiedene Reisen zu unternehmen.

Als der Onkel einst in aller Gemüthlichkeit seinen Morgenkaffee schlürfte, sagte der Nefse zu ihm: „Ich muß England sehen.“

„So reise,“ entgegnete der Onkel.

„Aber in England ist sehr theures Leben.“

„Du hast ja unlängst Geld bekommen!“

„Ja, das ist für das tägliche Brod, aber für den Namen, für die Repräsentation habe ich auf Rothschild einen guten Kreditbrief nöthig.“

Und richtig, der gute Onkel gab dem Nefsen, der unlängst erst eine hübsche Summe erhalten und von der Mutter 100 Louisd'ors Extra-Reisegeld bekommen, einen Kreditbrief von 400 Pfd. St. (10,000 Fr.) sammt dringender Empfehlung an Baron von Rothschild in London mit.

Die Abschiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Kreditbrief ist nur zur formellen Unterstützung der Empfehlung, mit deinem baaren Reisegeld wirst Du schon auskommen. Auf glückliches Wiedersehen!“

Und was that der Dichter? Er war kaum 24 Stunden in London, als er sich bereits auf dem Comptoir Rothschild's mit seinem Kreditbrief präsentirte und die 10,000 Fr. einstrich.

Dann gieng er zum Chef des Hauses, Baron James von Rothschild, der ihn sofort zu einer glänzenden Mahlzeit einlud.

Der Onkel Salomon Heine saß eines Morgens abermals gemüthlich beim Kaffee, rauchte seine lange Pfeife und öffnete die von London eingegangenen Geschäftsbriefe. Es war gerade so viel Zeit seit der Abreise seines Nefsen aus Hamburg verstrichen, als die nächste Post aus London zur Meldung seiner glücklichen Ankunft daselbst nöthig hatte. Der erste Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige von Rothschild, daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten, charmanten Nefsen persönlich kennen zu lernen, und die Ehre genossen, den Kreditbrief von 10,000 Fr. auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde; hoch sprang er von seinem Lehnstuhl auf und rannte in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante sah erschrocken auf ihren Mann, der nur hie und da verdrießlich die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild

mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage dir, Betty, der kann mich ruiniren.“ Den ganzen Tag über erzählte er jedem Bekannten die große Begebenheit, und rannte abends noch zu seiner Mutter mit den bittersten Klagen.

Die Mutter schrieb sofort eine strenge Epistel an den in London ungemein flott lebenden Sohn und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung.

Die kam auch mit der folgenden Post, aber in sonderbarster Weise. Eine Stelle in diesem Briefe lautete wörtlich: „Alte Leute haben Kapricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böser wieder zurücknehmen. Da mußte ich sicher gehen; denn es hätte ihm im nächsten Briefe an Rothschild einfallen können, demselben zu schreiben, daß das mit dem Kreditbriefe nur eine leere Form gewesen. Ja, liebe Mutter, der Mensch muß immer sicher gehen,“ und nun machte er noch den maliziösen Zusatz: „Der Onkel selbst wäre nie so reich geworden, wenn er nicht immer sicher gegangen wäre.“

Amerikanisches.

„In Amerika“ — schrieb Hr. Pfarrer Bösch, früher in Oberhelfenschwyl (Kant. St. Gallen), letzten Frühling aus Chicago — „herrscht Religionsfreiheit im vollsten Sinn des Worts. Niemand ist gehalten, für religiöse Anstalten etwas zu thun; die Betheiligung ist jedem freigestellt. Es giebt solche, die von keiner Kirche etwas wissen wollen; die ihre Kinder ungetauft lassen, sie wohl in die Schule, aber in keine Kirche schicken. Dergleichen Leute begleiten ihre Verstorbenern zu Grabe, ohne sich um die Kirche oder ihre Diener zu bekümmern. Dagegen wird derjenige, der im berauschtem Zustande oder beim Kartenspiel von der Polizei betroffen wird, nicht bloß von derselben sogleich abgefaßt, vor Gericht gestellt und empfindlich gestraft; er wird auch sonst von jedermann verachtet. Wehe dem, der sich dem Müßiggang ergiebt; von solch einem will niemand etwas wissen. Wenn gleich viele sind, die jeder Kirche den Rücken kehren, so wird doch nirgends mehr auf Sonntagsfeier gehalten als in Amerika.“